

Wann ist ein Mann ein Mann?

Geschlechterrollen Die #MeToo-Debatte ist geprägt durch das Bild vom allseits mächtigen, sexistischen, aggressiven Mann. Aber wie wahrhaftig ist dieses Bild? Und wie soll er sein, der moderne Mann? Eine Erkundung unter Männerbewegten. *Von Jochen-Martin Gutsch*

Der ideale Mann? Das ist der »Herzenskrieger«, sagt Bjørn Leimbach. Der Herzenskrieger lebt stark, frei und unabhängig sein Männerleben. Er hat eine Verbindung mit der eigenen »Kriegerenergie und seiner Herzenskraft, um für seine Visionen zu kämpfen«. Ist gleichzeitig aber auch kommunikativ und einfühlsam. Ein Misch - wesen also, in dem sich das Beste vom Mann von gestern mit dem Guten von heute vereint. Leider, und da beginnt nun das Problem für Leimbach, werde dieses Männerbild kaum noch gelebt. »Der Mann ist zu weich geworden«, sagt Leimbach. Viel Herz. Wenig Krieger. »Ich sehe es schon daran, wie die Leute hier zur Tür reinkommen. Oft kommen ja Mann und Frau gemeinsam, weil sie ein Paarproblem haben. Die Frau geht voran, selbstbewusst, stolz. Und der Mann? Trottet hinterher, Blick nach unten, Hängeschultern.« Bjørn Leimbach hat ein Büro in Düsseldorf. Er ist Psychologe, Therapeut sowie nach eigenen Angaben »Deutschlands Männercoach Nr. 1«. Und man denkt: Das ist ein seltsames und sicher auch seltenes Berufsbild – der Männercoach. Wer braucht das? Aber dann schaut man ins Internet und stößt auf eine Fülle von Angeboten für Männer, die Probleme mit ihrem Mannsein haben. Männerseminare. Männer - reisen. Schwitzhütten. Maskuline Wallfahrten. »Initiationswochen ins Mannsein«. Vater-Sohn-Tage.

Die männliche Verunsicherung ist längst ein Geschäftsmodell. Leimbach ist sehr groß, spricht laut und trägt Glatze. Manchmal, zur Bekräftigung seiner Thesen, schlägt er mit der Hand auf den Tisch. Er wirkt ein bisschen wie ein Drill-Sergeant. Aber einer, der es ja nur gut meint. »Männliche Aggression ist heute total verpönt«, sagt Leimbach. »Erst recht seit #MeToo. Aber positive Aggression ist total wichtig für einen Mann. Also: Entscheidungen treffen, Konflikte offen ansprechen, Haltung zeigen. Die Männer sind heute übertrieben gefühlig und furchtbar ängstlich im Umgang mit Frauen.« Die Männerseminare Leimbachs stehen unter dem Motto: »Männlichkeit. Leben.«. Das klingt gut. Aber was ist das heute überhaupt: Männlichkeit? Welche Attribute fallen einem da ein? Gar nicht so einfach. Kraft? Fürsorglichkeit? Haltung? Mut? Unabhängigkeit? Aber sind das überhaupt männliche Eigenschaften? Oder nur alte Männerklischees? Da zu viele Fragen und Zweifel für die Identitätsfindung eher hinderlich sind, lehrt Leimbach ein Männerbild, das klar umrissen und vor allem positiv ist. Und nicht ganz billig. Wer »Herzenskrieger« werden will, muss knapp 3000 Euro bezahlen. Dann sitzt man unter anderem im Wald, ohne Handy und ohne Frauen, verbringt die Tage mit Körperarbeit, Männerritualen, Gesprächsrunden, Trancen, Meditation, Tanz und entdeckt dabei sein »maskulines Potenzial«. Und man denkt: Tanz, Meditation, Gesprächsrunden? Das klingt doch total feminin. In seinen

Kursen, sagt Leimbach, gebe es immer auch den Ausbildungspunkt: Frauen auf der Straße ansprechen. Flirten. »Ein Riesenproblem. Wenn Männer heute Frauen ansprechen, sind sie alkoholisiert, treten in Gruppen auf. Oder sind Migranten. Alle anderen haben die Hosen voll. Oder denken: Nein heißt Nein.« Aber Moment mal: Nein heißt doch Nein! »Quatsch«, sagt Leimbach. Natürlich dürfe man nicht zum Belästiger werden. »Aber Verführung bedeutet auch, dass man Grenzen missachtet. Ins Risiko geht. Und die meisten Frauen wollen nicht selbst verführen, sondern verführt werden.« Verführen tue der Mann aber immer seltener. Aus Angst. Und wegen des »Gender- Mainstreaming«, sagt Leimbach. »Der Mann verweiblicht. Die Frau vermännlicht. Ich lehre hier das komplette Gegenteil.« Leimbach sagt auch: »Im Schlafzimmer gibt es keine Gleichberechtigung.« Vor einem halben Jahr hätte man über Drill-Sergeant Bjørn Leimbach vermutlich gedacht: bisschen schräger Ansatz, den er da hat. Aber vielleicht ist ja was dran. Heute, in Zeiten von #MeToo, sitzt man hier, zuckt bei jedem zweiten Satz zusammen und spürt, wie sofort das politisch korrekte Alarmsystem anspringt. Denn nicht nur das Bild von Männlichkeit hat sich verändert. Auch seine Bewertung. Dabei muss man an dieser Stelle noch mal deutlich sagen: #MeToo ist ein Fortschritt. Eine Befreiung. Männer wie Harvey Weinstein, dem Vergewaltigung und sexuelle Belästigung zur Last gelegt werden, der vergangene

Woche verhaftet wurde, in Handschellen abgeführt von einer Frau, Sergeant Keri Thompson vom New York Police Department, werden es in Zukunft hoffentlich schwerer haben. Mit Weinstein, dem Filmproduzenten aus Hollywood, fing vor einigen Monaten alles an. Seitdem wird aber nicht mehr nur über sexuelle Übergriffe und männlichen Machtmissbrauch diskutiert. Sondern auch über das Mannsein an sich. Es ist noch nicht lange her, da galt Männlichkeit ganz selbstverständlich als positiv. Natürlich nicht in all ihren Ausprägungen, aber Männlichkeit war grundsätzlich erst mal eine Tugend. Heute ist Männlichkeit eher ein Krankheitsbild. Von »toxischer Männlichkeit« ist jetzt oft die Rede, von »hegemonialer Männlichkeit«, das Männliche umweht der Vorwurf des Reaktionären und wird im gesellschaftlichen Diskurs fast ausschließlich negativ assoziiert mit: Egoismus, Gier, Machthunger, Gewalt, Krieg, Sexismus oder dem »alten weißen Mann« – der großen Hassfigur der Gegenwart. Die Abwertung des Männlichen geht dabei einher mit der Aufwertung des Weiblichen. Frauen gelten heute als das gute Geschlecht. Vernünftig, friedlich, menschenfreundlich, kommunikativ, sozial,

integer. Das ist natürlich genauso klischeehaft, aber eben der Zeitgeist. Man konnte das gut beobachten, als es vor ein paar Wochen große Aufregung gab um ein Foto, das die neue Führungsriege des Innenministeriums zeigte. Horst Seehofer, umgeben von lauter Männern in dunklem Anzug. Und keine einzige Frau. Sofort folgte ein Shitstorm, das Foto galt als Beweis für große

Rückständigkeit (was es ja vielleicht auch tatsächlich ist). Aber: Wäre es andersherum gewesen – nur Frauen und kein einziger Mann –, hätte es garantiert als Beweis für große Fortschrittlichkeit gegolten. Die wichtigste Frage hat dabei niemanden interessiert: Sind das überhaupt gute, fähige Leute, die da in



»Die Männer sind heute übertrieben gefühlig und furchtbar ängstlich im Umgang mit Frauen.«

der Regierung arbeiten? Egal ob Mann oder Frau. Auf

SPIEGEL DAILY erschien kürzlich ein Artikel mit der

Überschrift: »Neue feministische Außenpolitik.

Wäre die Welt friedlicher, wenn mehr Frauen die Außenpolitik prägten? Ja!« Natürlich fällt einem sofort Condoleezza Rice ein, Nationale Sicherheitsberaterin und Außenministerin unter George W. Bush, die sehr gern in die Kriege in Afghanistan und den Irak zog. Ganz so einfach ist es also nicht. Trotzdem scheint heute zu gelten: Macht in den Händen von Männern ist schlecht. Macht in den Händen von Frauen ist gut.

Wolfgang Rosenthal kann die aktuelle Gut-böse-Sicht auf die Geschlechter nur schwer ertragen, sagt er. Dieses schlichte Schwarz- Weiß-Bild. Dafür kennt er den Graubereich zu gut. In Oldenburg, etwas am Stadtrand, steht ein Reihenhaus. An der Klingel steht oft kein Name, sondern nur »Männersache«. Man geht ein paar Treppen hoch in den zweiten Stock und betritt eine Wohnung. 75 Quadratmeter, zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, schlichte Einrichtung. Alles ist sehr ordentlich. Das sei eine der Grundregeln, sagt Wolfgang Rosenthal. Wer hier wohnen will, muss die Bude sauber halten. Der darf keine Drogen nehmen, muss den Alltag allein bewältigen, darf nicht gewalttätig oder psychisch labil sein. Und muss ein Mann sein. Denn das hier ist ein Männerhaus. Rosenthal sitzt auf der Couch im Wohnzimmer. Neben ihm sitzt Frank Albrecht, der eigentlich anders heißt. Sie sind zwei ältere Herren, beide 60 Jahre alt. Vor 18 Jahren gründete Rosenthal zusammen mit einigen Mitstreitern den Verein Männerwohnhilfe e.V. Das Ziel: Männern eine Unterkunft zur Verfügung stellen bei Beziehungsproblemen,

Trennungen oder häuslicher Gewalt. Rosenthal war lange beim Jugendamt angestellt, in seiner Arbeit hat er all die Verwerfungen kennengelernt, die es in Familien sowie zwischen Männern und Frauen geben kann. Für Männer, das muss te er immer wieder feststellen, gab es aber keine Hilfsangebote. Frank Albrecht kam später zum Verein – als Betroffener. Seine damalige Partnerin war gewalttätig. Mal schlug sie mit Fäusten auf ihn ein. Mal mit dem Telefonhörer in der Hand. Albrecht hat das lange ertragen, wegen der gemeinsamen Tochter und weil er nicht wusste, was er tun sollte. Als geschlagene Frau findet man Zuflucht im Frauenhaus. Aber als geschlagener Mann? Anfangs war das Projekt Männer-Wohn-Hilfe natürlich auch ein Experiment. Kommt da überhaupt jemand? Gibt es Bedarf? »Wir waren dann vom Start weg ausgebucht«, sagt Rosenthal. Den typischen Gast beschreibt Frank Albrecht so: 42 Jahre alt, Akademiker, zwei bis drei Kinder. Die Karriere, die Beziehung, die Kinder – das Hamsterrad dreht sich immer schneller. Der Mann ist überfordert, die Konflikte in der Partnerschaft häufen sich in diesen Jahren. »Wir hatten hier mal einen Mann, dessen Ehe war die Hölle«, sagt Albrecht. »In seiner Ver zweif - lung hat er versucht, eine Spielhalle zu überfallen, weil er hoffte: Die Polizei steckt ihn ins Gefängnis. Das war der einzige Zufluchtsort, der ihm einfiel.« Und dann? »Hat ihn die Polizei geschnappt und zurück nach Hause gebracht. Zur Ehefrau.« Albrecht lacht. Sie haben die wildesten Geschichten erlebt. Hier, im Graubereich. Kommt es zu häuslicher Gewalt, ist die Verzweiflung noch größer. Aber auch das Schamgefühl. Männer suchen sich in solchen Fällen oft erst nach Jahren

Hilfe. Wenn überhaupt. »Der geschlagene Mann – das ist noch immer ein absolutes Tabu«, sagt Frank Albrecht. »In unserer Gesellschaft gilt er nicht als Opfer. Sondern als Verlierer.« Als Witzfigur. Ein Mann kann in der Wohnung für drei Monate bleiben. Dafür zahlt er 45 Euro pro Woche. Das deckt die Kosten, die dem Verein entstehen. Sie arbeiten alle ehrenamtlich, von der Stadt hat es nie eine Förderung für die Männerwohnhilfe gegeben. Keinen einzigen Cent. Natürlich haben sie es versucht, sagt Wolfgang Rosenthal. All die Jahre. Aber am Ende scheiterten sie immer wieder an einem Männerbild, das wie in Stein gemeißelt scheint. In diesem Männerbild ist der Mann allenfalls ein Täter. Aber kein Opfer. Er ist auch nie schwach. Oder machtlos. Oder diskriminiert. Oder einfach nur: hilfsbedürftig. Es ist im Prinzip das gleiche eindimensionale Männerbild, das auch die #MeToo-Debatte prägt. Das gleiche Männerbild, welches seit Ewigkeiten in gesellschaftlichen Institutionen, in deutschen Ämtern, Gerichten, in der Kindererziehung, in Filmen oder in der Politik präsent ist. »Von der Politik kommt bis heute nur Gegenwehr«, sagt Rosenthal. »Am Anfang hieß es im Sozialausschuss der Stadt: Jetzt wollt ihr den gewalttätigen Männern auch noch Schutz anbieten! Die konnten oder wollten nicht verstehen, was wir hier machen. Später hieß es dann: Euer Projekt ist frauenfeindlich. Das fördern wir nicht.« Aber warum denn frauenfeindlich? Wolfgang Rosenthal zieht die Schultern hoch. Es ist völlig absurd. Er ist ja sogar mit einer Frauen - beauftragten verheiratet. »Ich hätte das früher nie geglaubt, aber sobald man sich für

Männer engagiert, kommt von den Institutionen ganz schnell der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit. «Dieser Abwehrreflex ist keine lokale Spezialität, keine Oldenburger Besonderheit. Nach der Bundeskriminalstatistik ist bei häuslicher Gewalt in knapp 20 Prozent der Fälle der Mann das Opfer. Im Jahr 2016 waren das über 24000 Fälle. Bei hoher Dunkelziffer. Männliche Opfer haben große Scheu, sich an die Polizei zu wenden. Natürlich bedeuten diese Zahlen nach aller Logik auch: Zu 80 Prozent sind Frauen das Opfer. In Deutschland gibt es heute deshalb glücklicherweise rund 400 Frauenhäuser. In Sachsen hat voriges Jahr ein Männerhaus eröffnet, staatlich finanziert. Eine absolute Rarität. Aber das ist eben der Osten, sagt Wolfgang Rosenthal. »Die sind dort ideologisch nicht so vorbelastet und haben ein offeneres Männerbild. Im Westen stecken wir noch immer in den Geschlechterkämpfen der Siebzigerjahre fest.«

Will man wissen, woher das männliche Rollenbild stammt, das heute so verschrien ist, das vehement bekämpft und gleichzeitig am Leben erhalten wird, dann setzt man sich ins Büro von Matthias Franz, Professor für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie an der Universität in Düsseldorf, und fliegt kurz in der Zeit zurück. »Das heutige Dilemma des Mannes ist rund 200 Jahre alt«, sagt Franz. »In der Romantik durften sich Männer noch weinend in die Arme fallen. Mit Beginn der Industrialisierung brauchte man dann Männer, die zugerichtet sind – Menschenmaterial für den Krieg und die Produktion. Die Männer verschwanden bis zu 16 Stunden in dunklen

Industriehallen und hatten zu funktionieren. Auch die Vaterrolle veränderte sich. Vor 100 Jahren gab es den wilhelminischen Vater: streng, hart, national. Gefolgt vom nationalsozialistisch-soldatischen Vater, dem Nachkriegsvater, der tot auf den Schlachtfeldern

und das männliche Rollenbild völlig vergiftet.« Matthias Franz beschäftigt sich seit den Neunzigerjahren mit Männern. Sie sind sein Lebensthema, als Wissenschaftler und als Therapeut. Franz veranstaltet



»Vier verheerende Generationen Väter haben das Rollenbild vergiftet.«

des Weltkriegs lag oder seelisch verstümmelt nach Hause kam. Und als letzte Entwicklungsstufe der jüngsten Vergangenheit: der abwesende Scheidungsvater. Vier zum Teil verheerende Generationen deutscher Väter. Die haben Spuren hinterlassen

alle zwei Jahre einen wissenschaftlichen »Männerkongress«, und in seinem Büro steht eine Patientenliege mit einer gemütlichen Decke, in Griffweite befindet sich eine Box mit Kleenextüchern, hier schaut Franz hinein in Köpfe und Seelen von Männern. Wie sieht's da drin aus, also: allgemein empirisch gesehen?

Verwirrt, sagt Franz. Verunsichert. Der männliche Identitätskern ist zerrüttet. Die alte Männerrolle funktioniert nicht mehr richtig, und eine neue ist noch nicht gefunden. Aber gibt es denn nicht längst die oft beschriebenen »neuen Männer«? Oder die »neuen Väter«, die eine moderne Männerrolle verkörpern? Gibt es. Klar. Aber jene Männer, die heute in städtischen Wohlstandsvierteln Kinderwagen durch die Straßen schieben oder Elternzeit nehmen oder Teilzeit arbeiten – das ist ein kleiner Ausschnitt der Gesellschaft. Der alte »männliche Rollenkäfig«, so nennt es Franz, sei noch immer prägend. Nicht nur, weil Männer daran festhielten. Sondern auch Frauen – trotz Feminismus, trotz #MeToo.

»Ich habe das in vielen Therapien mit Frauen erlebt: Wenn der Mann aus seiner traditionellen Rolle aussteigt und schwächelt und gefühlig wird oder nicht mehr Vollzeit arbeiten will oder sich mal eine Depression leistet, dann bekommen viele Frauen große Ängste. Der starke Mann ist weg! Insbesondere intellektuelle Frauen sind vom schwachen Mann völlig irritiert. « Man sitzt hier bei Matthias Franz und denkt: Das ist ja alles furchtbar widersprüchlich. Wie hart, wie weich, wie modern, wie traditionell soll er denn nun bitte sein, der Mann? Franz weiß es auch nicht. Die ganze Geschlechterdebatte werde leider »unterkomplex« und ideologisch geführt, sagt er. Oft werde ein Männerbild angeführt, das mehr Klischee als Realität sei. Zum Beispiel das Bild vom allseits privilegierten Mann. Zwar stehen die Männer noch immer an der Spitze der Gesellschaft.



»Engagiert man sich für Männer, kommt der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit.«

es im Vergleich zur

Aber sie bildeten eben auch den großen Bodensatz, sagt Franz. Nur spreche niemand darüber. Männer sind häufiger alkoholkrank, sind sehr viel häufiger obdachlos. 75 Prozent der Selbstmorde entfallen auf sie; schon im Teenageralter bringen sich doppelt so viele Jungen um wie Mädchen. Unter 50 Jahren sterben Männer dreimal so häufig wie Frauen an einem Herzinfarkt. Männer haben eine um 5 Jahre niedrigere Lebens - erwartung. Beim Unterschichtmann seien

Oberschichtfrau sogar 15 Jahre, sagt Franz. »Mal angenommen, es ginge hier um Frauen. Allein: dreimal so häufig Suizid! Was da los wäre! Eine Talkshow würde die nächste jagen, die Genderlobby würde heißlaufen, die Politik würde hektisch Präventionsprogramme verabschieden! « Franz redet seit Jahren über diese Zahlen. Er führte immer wieder Gespräche mit dem Familienministerium. Kann man da nicht mal was tun?

»Aber beim Mann interessiert das niemanden. Warum? Das alte Rollenbild: Männer sollen funktionieren und beim Sterben keine Umstände machen. Es ist das Männerbild des 19. Jahrhunderts, das noch immer weiterlebt.« Nach zwei Stunden Gespräch mit Matthias Franz fühlt man sich, nun ja: ein wenig deprimiert. Gibt es denn so gar keine Entwicklung in Sachen Männer und Männlichkeit? Doch, doch, sagt Franz. »Aber wir leben in einer Übergangszeit. Bis der Mann ein neues Rollenbild gefunden hat, das sich gesellschaftlich auch durchsetzt, dauert es noch 30, 40 Jahre.« Vierzig Jahre? **Dag Schölper sitzt in Berlin und äußert sich zum aktuellen Männerbild** in der Gesellschaft und in den Medien nur sehr, sehr zurückhaltend. Das ist schade, denn Dag Schölper repräsentiert gewissermaßen den deutschen Mann. Am Alexanderplatz hat das »Bundesforum Männer« ein Büro – der »Interessenverband für Jungen, Männer und Väter«. Die Männerlobby also. Und Dag Schölper, 45 Jahre alt, ist ihr Geschäftsführer. Als in den vergangenen Monaten die #MeToo-Debatte losging, als das ganze Land über das Verhältnis von Männern und Frauen debattierte, hätte man sich als Mann durchaus einen Repräsentanten gewünscht. Jemanden, der in den Talkshows sitzt und auf kluge Weise für die Männer streitet – für die anständigen jedenfalls. Dag Schölper aber saß in keiner Talkshow. Er gab kein einziges Interview. Er stellte keine Forderung und äußerte keine Meinung. Auf der Homepage des Bundesforums Männer findet sich kein Hinweis darauf, dass es die Debatte überhaupt gibt. Wie kann das sein? »Wir haben natürlich überlegt, ob wir uns zu der Debatte äußern oder

uns eher zurückhalten«, sagt Schölper. »Unsere Rolle war dann die des solidarischen Zaungastes.« Vielleicht war das eine zwangsläufige Entscheidung. Das Bundesforum Männer gründete sich 2010 und wird finanziert vom Familien- und Frauenministerium. Eine Männerlobby, um die sich die Frauen kümmern. Allerdings ist Dag Schölper auch nicht zu beneiden. Männerpolitik ist völliges Neuland. Jahrzehntlang gab es, aus guten Gründen, ausschließlich Frauenpolitik.

Frauenförderung. Frauenbeauftragte. Frauenquoten. Und jetzt soll man auch die Männer fördern? Sie emanzipatorisch ernst nehmen? Echte Gleichstellungspolitik machen? Das würde einen ideologischen Bruch mit dem alten Männerbild voraussetzen, das in der Frauenpolitik oft auch ein Feindbild war. Oder ist. »Auf der politischen Ebene sind die alten Bilder noch wahnsinnig stark«, sagt Schölper. Und fasst die Lage so zusammen: Die Grünen machen bis heute ausschließlich Frauenpolitik.



»Bei der CDU passt der schwache Mann nicht ins traditionelle Männerbild.«

Bei der SPD ist es ähnlich. Die CDU sieht eine Männerpolitik kritisch, weil der »schwache Mann« nicht in ihr traditionelles Männerbild passt. Und die Linken, beeinflusst von der Genderwissenschaft, halten Männer und Frauen sowieso für überholte Geschlechterkategorien, die es zu überwinden gilt. Zwischen all diesen Fronten wird es für Männerthemen dann sehr eng, sagt Schölper.

Im Bundesfamilienministerium gibt es das Referat 415. Zuständig für »Gleichstellungspolitik für Jungen und Männer«. Die Leiterin heißt Katharina Greszczuk. Sie ist, wenn man so will, die oberste Männerbeauftragte. Man muss ein bisschen warten, bis man sie für 20 Minuten am Telefon sprechen darf: einen Monat lang. Aber zum Schluss klappt es dann doch. Und woran arbeiten sie im Ministerium, an höchster Stelle nun, männermäßig? Frau Greszczuk, die sehr freundlich ist, sagt, es gebe zurzeit zwei Projekte: »Geschlechterreflektierte Arbeit mit männlichen Flüchtlingen«. Sowie »Männer im Wandel«. Und die hohe Suizidrate bei Männern und Jungen, die geringere Lebenserwartung, die fehlenden Männerhäuser und Beratungsangebote, das verheerende öffentliche Männerbild?

Man sei an diesen Fragestellungen natürlich

grundsätzlich interessiert, sagt Frau Greszczuk. Denn am Ende sei es ja so: »Die Frauenpolitik braucht auch die Männer, um weiterzukommen.« **Vor nunmehr 34 Jahren, im Jahr 1984**, fragte Herbert Grönemeyer singend: »Wann ist ein Mann ein Mann?« Seitdem ist die Antwort nicht gerade leichter geworden. In der Geschlechterdebatte ist der Mann heute fast ausschließlich ein Objekt der Kritik. Ein ewiges Defizit - wesen, von dem gefordert wird: Ändere dich! Aber es wird nie gesagt: Wie eigentlich? Oder gefragt: Männer, was wollt ihr? Wie stellt ihr euch eure Zukunft vor? Lasst uns doch mal reden! Der Mann ist wie ein Patient, dem man ständig traurige Diagnosen stellt, aber nie ernsthaft eine Therapie anbietet. Seit Grönemeyers Song ist der Anforderungskatalog an den Mann stetig gewachsen: Er soll empathiefähig sein. Verständnisvoll. Gefühlig. Im Haushalt ordentlich mitarbeiten. Ein toller Vater sein. Aber eben auch immer noch Karriere machen, die Familie ernähren und gut zuhören können. Und so ist die Forderung nach dem »neuen Mann« einerseits völlig berechtigt. Und gleichzeitig etwas verlogen. Der Feminismus hat den Frauen den Weg in die Moderne geebnet. Vielleicht ist es deshalb an der Zeit für eine Männerbewegung – eine Art Maskulismus, aber im besten Sinne. Nicht als plumpe, frauenfeindliche, antifeministische

Gegenbewegung. Sondern als echtes Instrument des Fortschritts. Der positiven männlichen Selbstermächtigung. Wann haben sich Männer je ernsthaft mit ihrem Geschlecht beschäftigt? Eine Männerbewegung muss natürlich mit starkem Gegenwind rechnen. Politisch und medial. Wurden in den Siebzigerjahren die Feministinnen als frustrierte, männerfeindliche Wesen diffamiert, so wird heute das Engagement für Männer gern als frauenfeindlich oder »rechts« abgeurteilt und skandalisiert. Aber auch hier könnte man wieder von den Frauen lernen: Sie haben die Kämpfe jahrzehntelang gegen alle Widerstände geführt. Und führen sie ja noch immer. Sehr erfolgreich. Der Feminismus ist heute keine Randgruppenideologie mehr, er ist in Deutschland, gerade in der jungen Frauengeneration, längst Popkultur geworden. Wann ist ein Mann ein Mann? Es wäre jedenfalls kein gutes Zeichen für die Männer wie für die Frauen, gäbe es auch weitere 34 Jahre später, also im Jahr 2052, wieder einen SPIEGEL-Text, der sich dieser Frage widmete. Und noch immer keine echte Antwort wüsste. Es sei denn, der Autor oder die Autorin stellte nun glücklicherweise fest, dass sich die Frage und mit ihr auch all die Geschlechterdebatten mittlerweile irgendwie erledigt hätten.